

besonders um Bewegendes an den Songs, das etwas für das Leben der Fans bedeutet.

Zwei Aufsätze umfasst der Themenbereich Körper. Thomas Alkemeyer arbeitet die These heraus, dass im Sport die körperlich-affektiven Seiten des Sozialen ausgestellt und aufgewertet werden, die in der Hochkultur weitgehend „de-thematisiert“ sind. Das Ästhetische verdeutlicht er an Intelligenz, Raffinesse und Kreativität ausgewählter sportlicher Praxis. Richard Shustermans Überlegungen gelten den populären Künsten des körperlichen Liebesspiels. Weil solche Art erotischer Kunst aus der Ästhetik des westlichen Kulturkreises ausgeschlossen sei, bezieht sich Shusterman vor allem auf die klassische indische Sexuallehre, mit der er die grundlegende Möglichkeit einer populären Kunst des Liebespiels begründet.

Insgesamt zeichnet sich das Buch durch die breit gestreute Herkunft fachlich ausgewiesener Autoren aus und durch die Vielfalt der ausgewählten Ausschnitte der Populärkultur. Das besondere Verdienst des Herausgebers ist es, dass er sich durch die gelungene Zusammenstellung verbreiteten Erfahrungen des Schönen widmet, die von der herkömmlichen Ästhetik nicht beachtet werden. Hervorzuheben ist die Einbeziehung der körperlichen Dimension des Ästhetischen. Dies entspricht einer wichtigen Entwicklung der Populärkultur: Die ästhetische Erfahrung hat sich zunehmend verkörpert; worauf auch Maase hinweist.

Einem wissenschaftlichen Anspruch durchweg gerecht werdend, bereitet der Band auch Vergnügen. Er dürfte interessant und anregend für eigene Fragestellungen sein für alle, die sich mit Fragen der Populärkultur befassen. Das Buch hat seinen Anspruch, Kategorien und Problemverständnisse zu vernetzen, eingelöst. Wesentlich trägt dazu das gelungene Glossar bei, das auch Verweise der erklärten Begriffe untereinander enthält. Das lässt den wissenschaftlichen Leser eigene Pfade begehen und Phänomene der Populärkultur unter teils neuer theoretischer Perspektive betrachten.

Christian Beck

Tanja Maier

Gender und Fernsehen

Perspektiven einer kritischen Medienwissenschaft

Bielefeld: transcript, 2007. – 279 S.

ISBN 978-3-89942-689-2

Vor allem die Zuwendung zu den Cultural Studies und den Gender Studies haben im deutschsprachigen Raum die Durchführung einer ganzen Reihe interessanter Studien zur Fernsehaneignung stimuliert. Eine Zusammenschau und theoretische Reflexion einiger dieser Arbeiten, wie sie Tanja Maier hier vorlegt, erweist sich als lohnendes Unterfangen. Fortschritte in der Fernsehforschung wie in den Gender Studies hängen in besonderem Maße davon ab, inwiefern es gelingt, die Aktivitäten der RezipientInnen mit den Wirkungen und Effekten von Medien zusammenzudenken. Anknüpfend an ein bekanntes Zitat von Karl Marx gilt es genauer zu bestimmen, wie die Menschen welche Medien und Medieninhalte selbsttätig selektieren und sich aneignen und zugleich zu erfassen, welchen Zwängen sie dabei unterliegen, wie also die medialen, sozialen, ökonomischen, gesellschaftlichen, historischen und politischen Verhältnisse ihrer Freiheit welche Grenzen setzen.

Genau diesen Fragen hat sich Tanja Maier in „Gender und Fernsehen“ gestellt. Ihre Arbeit verortet sie „an dieser Schnittstelle zwischen der strukturellen ‚Macht der Medien‘ und der Handlungsmächtigkeit der Rezipierenden, zwischen der Frage nach kritischer Aneignung und Anpassung“ (S. 11). In einer auf hohem theoretischen Niveau argumentierenden Annäherung fragt die Autorin nach den „öffnenden“ und „schließenden“ Faktoren in Fernsehtexten und nach den Freiheiten und Begrenzungen der ZuschauerInnen im Umgang damit. Dabei geht es Maier ausdrücklich nicht um die Entwicklung einer feministischen oder gar allumfassenden Fernsehtheorie, sondern um einen „stärkeren Dialog zwischen Cultural Studies und Gender Studies“ (S. 13). Die Notwendigkeit dazu leitet die Autorin aus einer Reihe von Problemen in den von ihr untersuchten Studien ab.

Eine der zentralen Thesen des Bandes lautet, dass auch die neuere Aneignungsforschung oft einem dichotomen Paradigma folgt, indem sie als Reflex auf die Missachtung der Äußerungen von ZuschauerInnen diese nun als durchwegs

aktiv und kompetent ansieht und den Rezeptionsprozess als selbstbestimmt und vergnüglich (über)zeichnet. Insbesondere würden dabei häufig die hegemonialen Effekte televisueller Texte außer Acht gelassen und das Eingebundensein der RezipientInnen in die gesellschaftlichen Verhältnisse ignoriert. Als empirisches Anschauungsmaterial dienen Maier vor allem Studien zur Lindenstraße, als dem am häufigsten untersuchten deutschen Programmangebot. Wichtige Arbeiten zur Langzeitserie erschließt sie mithilfe der Methode des Symptomatischen Lesens nach Althusser. Dabei ist ihr Ziel „weder die Rekonstruktion der ‚Wahrheit‘ oder die ideologiekritische Suche nach dem Vergessenen und Verdrängten, sondern die Produktion ‚neuen‘ Wissens“ (S. 60), indem Texte vor einer anderen Folie „gelesen“ werden. Entsprechend fragt Maier in ihrer genauen und detaillierten Auseinandersetzung mit Studien renommierter Vertreter der Cultural Studies zur Lindenstraße nach den dort vorgenommenen impliziten Vorannahmen, den Auslassungen, Verhüllungen und Lücken und findet ihre Ausgangshypothese im Wesentlichen bestätigt. Die Arbeiten zeichnen ein harmonisierendes, affirmatives Bild der Tätigkeit der RezipientInnen und blendeten Fragen nach den gesellschaftlichen, politischen und historischen Verhältnissen aus. Restriktive, nicht-vergnüglche, nicht-kreative Aspekte der kommunikativen Aneignung würden außer Acht gelassen, so als handle es sich um einen „Diskurs der Gleichheit“ (S. 79).

Die Autorin sieht dieses Problem eng verbunden mit einer theoretischen Auslassung, nämlich der fehlenden Integration der Gender Studies in die Fernsehforschung. Ihr Vorschlag läuft letztlich darauf hinaus, „kritische Modifikationen der Cultural Studies mit den Frauen- und Geschlechterstudien zu verbinden.“ (S. 19) Dabei ist der hier gewählte Zugang zu den Gender Studies vor allem durch die poststrukturalistischen und psychoanalytischen Arbeiten von Butler, de Lauretis und Hipfl geprägt. Es geht darum, den „Technologien des Geschlechts“ nachzuspüren, indem die Aktivitäten der Zuschauenden als performative Akte, in denen ihr Geschlecht erst hervorgebracht wird, angesehen werden. In diesen Aneignungsprozessen, die keineswegs autonome Entscheidungen darstellen, kommt Fantasien als Schauplätzen des Begehrens eine große Rolle zu. „Auf der Ebene der Fantasie fließen öffentliche und private Erzählungen, wie auch

bewusste und unbewusste Elemente zusammen.“ (S. 233) Im vermeintlich subjektiven Akt der fantasievollen Aneignung von Texten werden gesellschaftliche Idealvorstellungen wirksam, insbesondere auch solche, die ein heteronormatives Genderregime aufrechterhalten.

Aber es ist nicht nur die durch gesellschaftliche Verhältnisse mitbestimmte Fantasieproduktion, sondern auch der Text, der der Freiheit der Aneignungsweisen Grenzen setzt. Dazu untersucht Maier anknüpfend an die von Ecco und Fiske eingeführten Begriffe „öffnende“ und „schließende“ Faktoren in den Fernsehertexten am Beispiel der Lindenstraße. „Unter Schließungen verstehe ich diese spezifische Arbeitsweise eines medialen Textes: *wie* er bestimmte Bedeutungen favorisiert und andere marginalisiert, *wie* er Grenzen zieht und damit versucht, eine bevorzugte, vom Text intendierte Lesart nahezulegen.“ (S. 132) Damit richtet sich das Augenmerk zugleich auf die Narrationen wie auch auf die Darstellungskonventionen und das Bilderrepertoire, das den Fernsehertext strukturiert. Am Beispiel der Darstellung lesbischer Frauen in der Lindenstraße arbeitet Maier heraus, wie diese jeweils durch eine enge Bindung an Fragen von Mode und Design als attraktive Frauen markiert werden. Zugleich lässt die mediale Inszenierung ein eigenes lesbisches Begehren nicht zu. Solche Textstrategien dienen der Normalisierung von lesbischen Frauen oder, allgemeiner formuliert, von Menschen mit nicht-heterosexueller Orientierung. Dazu passt, dass das Schreckgespenst der „lesbischen Butch“, die ein aktives sexuelles Begehren artikuliert, ausgegrenzt bleibt. Die Analyse steht beispielhaft für zwei zentrale Einsichten Maiers: Zum einen, dass eine Vervielfältigung von Figuren und Lebensweisen in den Fernsehertexten nicht zwingend „fortschrittliche“ Effekte hat, sondern ambivalent bleibt und auch einer Strategie der „Konsenserzielung“ (S. 173) geschuldet sein kann. Zum anderen, dass die spezifische Medialität des Mediums und die spezifischen visuellen und auralen Inszenierungsmuster gleichermaßen Aufmerksamkeit verdienen wie die Erzählungen und die Figurendarstellung, um sowohl die öffnenden als auch die schließenden Aspekte der Fernsehertexte zu bestimmen.

Maier zeigt, dass eine kritische Medien- und Kommunikationswissenschaft auf Disziplinen überschreitende Forschungsperspektiven angewiesen ist. Die Grenzen der Arbeit liegen

da, wo ihre Stärke liegt, in der gewählten Beschränkung auf eine performative und psychoanalytische RezipientInnen- und Genderforschung. Mit der Auflösung des erkennenden Subjekts löst sich zugleich der Agens politischer Machtausübung wie politischer Veränderung auf. So bleibt Maiers Politikbegriff ebenso undeutlich wie die Vorstellung von den gesellschaftlichen Verhältnissen lückenhaft. Hierarchien, auch wenn wir sie selber mit aufrechterhalten, haben konkrete materielle wie ideelle Auswirkungen im Alltag, und diese spiegeln sich dann *auch* in Medieninhalten. Festzustellen, dass die Analyse solcher Abbildungen nicht ausreicht, ist überzeugend, sie als Erkenntnisinstrument generell auszuschließen, nicht. Die Arbeit zeigt aber zugleich einen Ausweg aus dem Dilemma, dass solche Analysen immer zugleich jene sozialen Differenzierungen miterzeugen, die sie als Konstruktionen entlarven wollen. Maier plädiert nämlich abschließend dafür, Konzepte zu entwickeln, „die das Ineinandergreifen der *medialen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen*, der *aktiven Bedeutungsproduktion der Zuschauernden* und der *Subjektivität der Forschenden* konsequent berücksichtigen.“ Selbstreflexion der WissenschaftlerInnen ist keine hinreichende, aber eine notwendige Bedingung kritischer Gesellschaftstheorie und kann verhindern, dass der eigene Standpunkt mit seinen spezifischen blinden Flecken und ideologischen Vorannahmen unreflektiert bleibt.

Elisabeth Klaus

Andrea Mlitz

Dialogorientierter Journalismus

Leserbriefe in der deutschen Tagespresse

Konstanz: UVK, 2008. – 446 S.

(Forschungsfeld Kommunikation; 26)

(Zugl. Eichstätt-Ingolstadt: Diss., 2007)

Eine Lücke ist nicht ein Nichts, sondern eine Stelle, an der etwas vermisst oder an der etwas als Mangel empfunden wird. Die „Lücke“ ist also stets das Ergebnis einer Zuschreibung. Ebenso ist es auch mit dem immer wieder in der Wissenschaft bemühten Topos der „Forschungslücke“, der fast immer zur Begründung der Notwendigkeit des eigenen Tuns vorgetragen wird.

Wenn die Verfasserin der hier zu besprechen-

den Eichstätt Dissertation mehrfach davon spricht, dass Leserbriefe eine Forschungslücke seien, dann gilt das eben ausschließlich unter den Bedingungen der Sichtweise der Autorin. Und diese Sichtweise ist die einer empirisch-sozialwissenschaftlich bestimmten Publizistik.

Im Übrigen scheint Mlitz der Meinung zu sein, der Forschungsgegenstand bestimme die Methoden, mit denen man sich ihm zu nähern habe: „Während die Zeitungen dem Leserbrief zu einer Renaissance verholfen haben, hat die kommunikationswissenschaftliche Forschung diesen Komplex bislang eher vernachlässigt. Eine mögliche Ursache hierfür liegt vermutlich in der schwierigen methodischen Umsetzung des Forschungsgegenstands.“ (S. 14) Ausgehend von einem solchen Verständnis von Wissenschaft ist die Gefahr nicht weit, sich zu überheben: „Komplettiert wird diese bis dato erste umfassende Studie zum Thema Leserbrief in der deutschen Kommunikationswissenschaft durch einen historischen Teil.“ (S. 14) Auch die folgende Aussage kann man nur mit Staunen lesen: „Die vorliegende Dissertation betreibt auf weiten Strecken Grundlagenforschung und kombiniert dabei verschiedene sozialwissenschaftliche Methoden.“ (S. 15; s. auch S. 107) Diese Methoden sind „schriftliche Befragungen“, „Inhaltsanalysen“ und „ein umfassendes Fallbeispiel“. Wie weit man immer den Begriff der Grundlagenforschung fassen mag, das, was in dieser Arbeit vorgeführt wird, deckt er sicher nicht.

Vielleicht sollte man nicht so ernst nehmen, was die Autorin über ihre Arbeit sagt, denn das, was sie tut, ist mancher Ehre wert. Unter dem Thema „Forschungsgegenstand“ beschäftigt sie sich zunächst mit der Situation der Tageszeitungen in Deutschland mit der Absicht, die Notwendigkeit eines „dialogorientierten Journalismus“ nachzuweisen. Für diesen sieht sie drei Ziele: (1) Moderator im öffentlichen Gespräch zu sein und zu einer demokratischen lokalen Öffentlichkeit beizutragen; (2) die Leser-Blatt-Bindung zu stärken; (3) die Berichterstattung unterhaltsamer zu machen. Dass Leserbriefe eine Möglichkeit für den „Leserdialog“ (S. 54) sein können, ist evident (allerdings auch nicht neu).

Der anschließende Forschungsbericht gibt einen Überblick über die einschlägige Literatur. Die Erwähnung auch von unveröffentlichten Magister- und Diplomarbeiten sollten nicht zu dem Eindruck einer Vollständigkeit